Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 50

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-648347

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 50 - 27. Jahrgang | Verlag: Berner Woche, Bern | 11. Dezember 1937

Frau Sorge

Von Ludwig Jakobowsky

Durch die Abendhelle geht ein Pärchen hin,
Er ist ein Schmiedgeselle, sie ist Nähterin.

„Rosel, wenn wir beide einen Karren ziehn,
Ist es doppelt Freude und ein halbes Mühn!"

Und sie lehnt sich müde an den Liebsten an;
Unterm Augenlide zuckt es dann und wann.

„Rosel, laß das Weinen um das täglich Brot;
War's genug für einen, langt's für zwei zur Not!"

Nahm sie in die Arme, fragte länger nicht,
Streichelte das warme, glühende Gesicht . . .

Mählich wich die Helle, und sie gingen weit —
Auf dieselbe Stelle setzt ein Weib sich breit.

Sah mit grauem Blicke, hob die welke Hand,
Drohte mit der Krücke, murmelte und schwand . . .

Kam das Paar geschritten in die Stadt hinein,
Saß Frau Sorge mitten schon im Kämmerlein.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER 21

Die Blicke Landsiedels ruhten auf den Mineuren, welche die Maschinen bedienten, auf den stolzen, selbstbewußten Gestalten, die von der Hitze ausgemergelt aus nichts als Haut, Sehnen und einer Seele voll Willen zu bestehen schienen, bedeckt von Steinstaub, der den Raum wie eine Wolke erfüllte und als müßten die Lampen darin erlöschen.

Jetzt stehen die Maschinen still; die Löcher sind gebohrt; mit Stangen, die in Löffel enden, werden sie von den Mineuren gereinigt, die auf kleinen Wagen lagernden Bohrmaschinen ein gut Stück rückwärts gezogen, und noch weiter zurück eilen die Menschen. Eine Arbeitspause ist gekommen. Da kauern sie. Statt des Lärms herrscht eine überwältigende Stille. Nur der erste Mineur und die Feuerwerker stehen noch am Vortrieb. Sie füllen die Löcher mit Dynamitpatronen ein; sie legen die Zündschnüre, entzünden sie und fliehen. In der Totenstille hört man bloß das Zischen der brennenden Schnüre. Kein Mensch spricht; keiner rührt sich.

Da im Felsen ein kurzer Schlag, in der Luft ein gehörzersprengendes Krachen — die ersten Minen sind losgegangen; die Lichter löschen aus. Jetzt Schlag — Schlag — Schlag —. Der Berg zittert; das Häuflein Menschen zittert in der tiefen Finsternis, in der die Schlacht gegen den Granit geschlagen wird. Im Lauf einer Minute gehen wie mit Kanonenschlägen die meisten Schüsse, jetzt noch ein paar Nachzügler. Das fallende Gestein donnert; eine dicke Wolke von Rauch und Staub drängt vom Vortrieb her; der Dampf verbrannten Dynamits verschlägt den Atem. Ersticken und sterben müssen die Menschen. —

Nein, da und dort flammt wieder ein Licht auf; pfeifend entströmt die Luft den geöffneten Ventilen; der Qualm verdünnt sich; von der eingedrückten Brust weicht die Beklemmung. „Evviva!" schreien die Mineure; sie stürzen sich vorwärts, um sich vom Ergebnis der Sprengung zu überzeugen.

Ein Hügel von Schutt liegt am Vorort; im Schein der Laternen gleißt eine neue Gesteinsstirne, die niemals von einem Strahl des Lichts getroffen worden ist.

Die Arbeiterschicht wechselt. Todesmatt schleppen sich die Mineure vom Werk; neue Gestalten führen die Wagen heran; nervige Arme werfen darauf das Getrümmer; schwermütige Pferde oder Maultiere schleppen die Fuhren zu den Lokomotiven. Arbeit — Arbeit im Gefängnis, in der Gluthölle der Felsen. —

So Tag, so Nacht, so Werktags, so Sonntags, so seit Jahren, so noch Jahre dahin — und an den Enden des Tunnels gibt es stets mehr Kreuze auf den Kirchhöfen derer, die seine Opfer geworden sind. Einmal aber kommt der Tag, da wird die letzte Scheidewand fallen, reichen sich die Mineure von Nord und Süd die Hände. — —

Dumpf, weh war es Landsiedel zumut; in das Gefühl, ein Kulturschauspiel erlebt zu haben, wie es nur wenigen Unberufenen beschieden ist, mengte sich die Sehnsucht, aus dem Stollen zu kommen; ihm war, Jahre stecke er schon darin und würde nie mehr ans Tageslicht gelangen.

Pater Placidus verrichtete sein stilles Gebet.

Da winkte Kaufmann zur Rückfahrt. Schier endlos erschien sie Heinrich; im heimlichen jauchzte sein Herz, als vor der Loko-

motive wie ein ferner Stern der Ausgang des Tunnels erschien und wuchs, erst zu Mondesgröße, dann zum gewaltigen Tor.

Nun war die Welt wieder erlebt!

„Und es freue sich, wer da atmet im rosigen Licht", kam es feierlich aus der Seele des Benediktiners, der die gewaltigen Eindrücke des Baues schweigsam, aber um so stärker hatte über sich ergehen lassen. In stummer Bewegung drückte er Kaufmann und Heinrich die Hand.

Ueber den drei Männern glänzten die Nachtsterne; die Luft umfloß sie wie ein erquickendes, kühles Bad, und nach dem Rattern und Tattern im Stollen tönte das Rauschen des Tessins in die Ohren wie ein köstliches Schlummerlied.

Für Pater Placidus und Landsiedel gab es nur eine kurze Nachtruhe. In der Frühe wanderten sie den alten Bergweg gegen den Gotthard empor, und noch im Banne ihrer Nachtfahrt freuten sie sich wie ferienglückliche Jungen an Tau und Blüten, am rieselnden Wasser, an den Vögeln im Himmelsraum, am Grün der Hänge und dem Leuchten der Schneegipfel.

„Wie fürchterlich es auch im Stollen war", versetzte Pater Placidus, „so muß ich Ihnen, lieber Freund, doch herzlich danken, daß Sie mir die Gelegenheit gegeben haben, den Tunnel zu sehen, die ergreifenden Bilder! Er ist wohl eines der größten Werke, an die sich das kleine Volk der Menschen je gewagt hat. Möge es meinem Vaterland, möge es der Welt zum Heil ausschlagen! Indem ich es auf das höchste bewundere, bin ich doch nicht ohne Sorgen. Wird das Wachstum unserer innern Kultur mit den erstaunlichen Siegen der Technik Schritt zu halten vermögen? Kaum! Im Gegenteil, wir müssen von den Eroberungen, die Wissenschaft und Maschinen im Dunkel der Berge, in Luft und Wasser machen, die Selbsttäuschung der Völker befürchten, daß der äußere Fortschritt ein seelischer sei und daß sie in einem Rausch über die Wunder der Technik wieder hinabsinken in den Götzendienst vor Baal, vor den harten, in Geld und Gold ausprägbaren Werten. Die Herzen aber bleiben bei dem steigenden Handel und Verkehr doch leer und werden nicht glücklicher, nur die Gier nach dem Besitz größer, der Kampf vielgestaltiger und eindringlicher. Die Werke aber, die wieder ein Menschenherz beseligen oder die vor Gott in der Ewigkeit sprechen, mehren sich damit nicht."

Gern hätte Heinrich seinem verehrten Weggefährten in längerer Darlegung erwidert, daß nach seiner Ansicht auch in Wissenschaft und Technik genug Kräfte liegen, die sich in sittliche umwandeln ließen, wenn die Menschen nur den guten Willen dazu hätten. Seine Lehrpflicht rief ihn aber nach Airolo zurück, und er beschränkte sich auf einen herzlichen Dank an den Benediktiner. „Aus schweren Beklemmungen haben Sie mich zu den schönsten Hoffnungen geführt; voll froher Erwartung sehe ich in die künftigen Tage!"

„Daß sie in Erfüllung geht, gebe Gott!" versetzte Pater Placidus mit sprühenden Augen und in tiefem Ernst. „Es wird mir selber eine hohe Freude sein, Sie glücklich zu wissen, und Freunde wollen wir bleiben, verbunden nicht nur durch die große gemeinsame Erinnerung an die nächtliche Fahrt in den Gotthard, sondern auch durch die Gewißheit, daß aus Ihren Geistesgaben viel Feines und Schönes sprieße!"

Die Scheideworte und das „Gott segne Sie!" des Benediktiners spürte Heinrich wie eine Weihe über sich.

Schon hatte er fast wieder den aus der Straße ins Dorf hinab zweigenden Fußweg erreicht, da begegnete ihm unter den mancherlei Fuhrwerken, die den Sommermorgen belebten, das Reisewägelchen, das den Sindaco von Altanca über den Gotthard führte.

Der Alte sah gut aus; der breitrandige Florentiner und das helle Reisekleid gaben ihm das Gepräge des behäbigen Italieners; in den Augen lag ihm der Ausdruck der Unternehmungslust, und sein großer, silberner Schnurrbart mit den ausgestrichenen Spitzen schimmerte in der Sonne.

Als er Landsiedel erblickte, ließ er das Gefährt anhalten. Von Doia sprach er kein Wort, dagegen mit versteckter Schelmerei von der Basler Gewerbeausstellung, die seine Neugier erweckt habe. Heinrich hatte die Empfindung, es würde ihm einmal leicht fallen, den Sindaco mit dem Wort „Vater" anzureden.

Zugleich dachte er mit inniger Wonne an Doia. Heute oder morgen würde sie zu ihm kommen; reine Stunden des Zusammenseins und der Aussprache von Herzen zu Herzen winkten.

Was Heinrich denken mochte, es war dabei eine selige Wonne; ihm war, die Nachtfahrt in den Stollen habe ihm erst die Augen für die hohen Schönheiten des Lebens geöffnet.

Siebzehntes Kapitel.

Im Hause Testa fand Landsiedel einen eingeschriebenen Brief mit den Schriftzügen der Schwester Else vor. Da ihn aber die Jungen Leo und Camillo mit Fragen über seinen Tunnelbesuch bedrängten, steckte er die Sendung, die wohl nur das gewünschte Doppel des Passes enthielt, uneröffnet zu sich. Was würde ihm die Schwester Wichtiges melden, da ihr Brief doch nur die Antwort auf seinen ersten sein konnte, in dem er ihr in einer unbestimmten Fabel von seiner Reise gesprochen hatte!

Nun trollten sich die Jungen aus der Stunde. Ein Schreiben, dessen Größe ihn überraschte, lag dem Paß bei; er begann es zu lesen und beachtete nicht, wie daraus ein Zeitungsausschnitt glitt und zu Boden fiel.

Gleich beim ersten Wort mußte er lächeln. „Liebes Brüderlein", war die Anrede. Die hatte Else stets nur gebraucht, wenn sie allerbester Laune war.

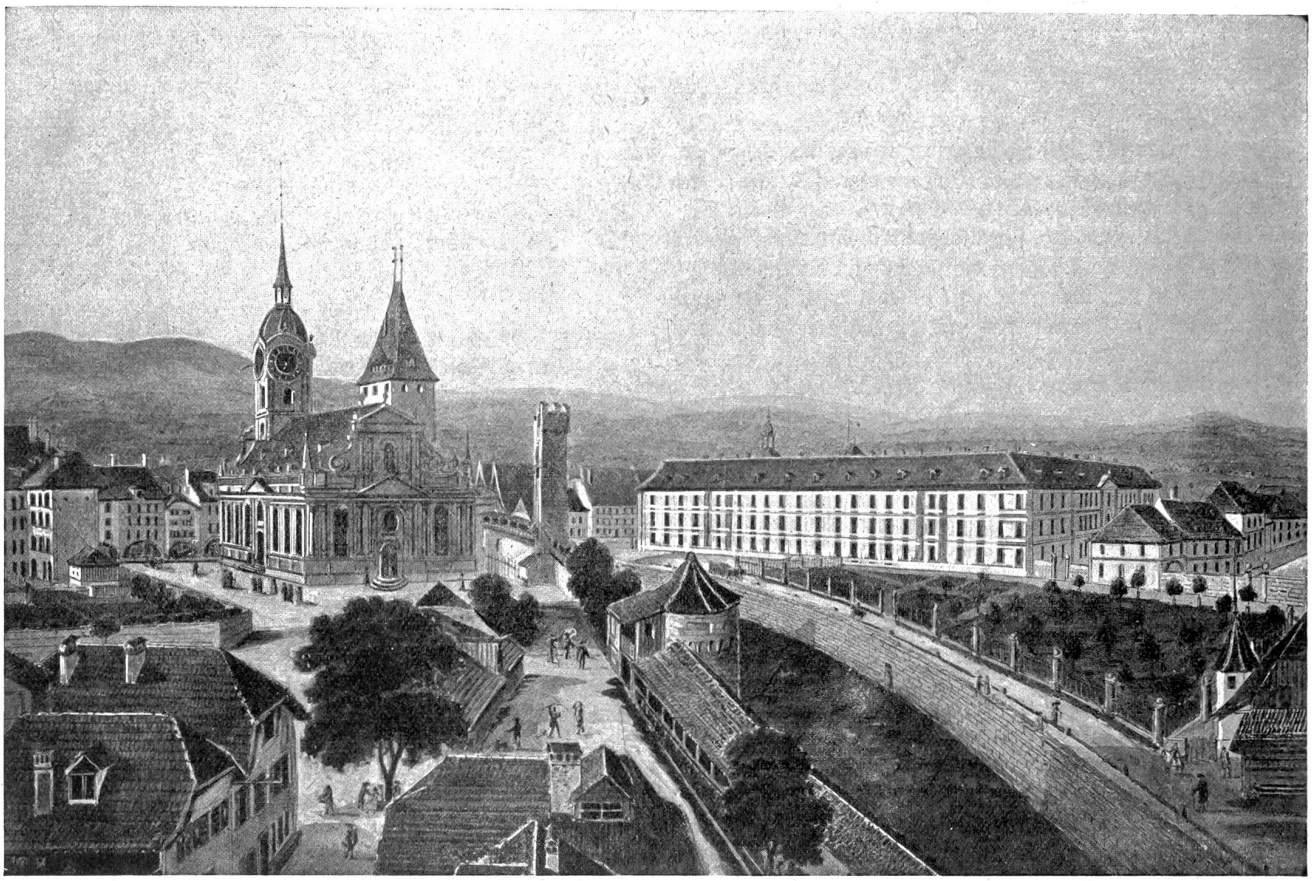
„An Deinem vernagelten Brief", schrieb sie, „haben wir keine Freude gehabt, Heinrich. Oder doch, weil wir daraus erfuhren, daß Du wenigstens noch am Leben bist. Was um des Himmels willen treibst Du so lange in der Schweiz? — Darüber bitte ich Dich um rasche Antwort, wie Dir ja auch Wilhelm den Paß so schnell es nur möglich war, besorgt hat. Waren Du und ich schon etwas aufgebracht gegeneinander, so brauchst Du hinterher doch nicht den Beleidigten zu spielen. Es ist keine Kleinigkeit, ein schönes Rind zu verkaufen, weil Bruder Student hinaus in die Welt spazieren will. Deinen Liebeskummer um Rösle, den ich stets für übertrieben hielt, wird die beiliegende Zeitungsnachricht heilen. Du hast es mir nicht glauben wollen, daß sie nichts besonders Feines ist. Die Zeitung gibt Dir den Beweis!"

Jetzt erst fiel der Blick Landsiedels auf das am Boden liegende Blatt. Er las zunächst den Brief fertig.

„Im übrigen, lieber Heinrich, meinen es Wilhelm und ich recht mit Dir; wir sind nicht so geldgierig, wie Du mir vorgeworfen hast. Wir waren einfach durch seine Unternehmungslust in die Klemme geraten, und wie das an allen Gliedern zwickt und zu manchem zwingt, was man sonst nicht täte, das weißt nur Du nicht, der sich nie hat um Geldfragen quälen müssen."

Dazu lachte Landsiedel hell heraus und dachte an seine elende Lage in Chur, am Lukmanier und am Ritomsee.

„Sei jetzt aber wieder ein liebes Brüderlein", fuhr der Brief fort, „und schreibe mir einen freien, offenen Brief, wie Du es so vorzüglich verstehst, wenn Du willst. Erinnere Dich, was wir früher für gute Geschwister waren, als Du mir das Nibelungenlied vorgelesen hast. Daran muß ich jedesmal denken, wenn ich hinauf zum Grab der Mutter gehe, das ich wie ein Blumengärtlein halte. Ueberhaupt, Heinrich, bin ich mit meinen Gedanken so viel bei Dir! Wäre es nicht aus eigenem Antrieb, so stießen mich andere darauf. Als Du noch hier warst, habe ich



Alt Bern, mit Christoffelturm, Heiliggeistkirche und Burgerspital

es gar nicht völlig gewußt, wie beliebt und geachtet Du bei den Professoren und Studenten warest. Aber jetzt! Bei Dir kann man wahrhaftig nicht sagen: Aus den Augen, aus dem Sinn! Im Gegenteil, so viele kommen ins „Waldhorn" und fragen nach Deinem Ergehen. Am häufigsten Dein Freund Zeusler, der traurig ist, wie Du ihn im Stich lässest, und beunruhigt, Du seiest irgendwo durch Deine Herzensgüte in eine Torheit hineingeraten, die Du ihm nicht eingestehen wollest. Ich bin Deinetwegen auch in Verlegenheit. Dem und jenem soll ich von Deinem Ergehen erzählen und weiß nichts; aber am meisten sehne ich mich selbst nach Nachrichten von Dir. Also schreibe mir — schreibe — ich bitte Dich! Und melde mir auch, ob Du hier Deine Studien wieder aufnehmen und sie bis in die Examen durchzuführen gedenkst. Viele meinen, das wäre das einzig Kluge, was Du tun könntest, und wir wollten gewiß nicht die Nachrede auf uns nehmen, daß Du daran gehindert seiest, weil wir Dein Geld zur Hand haben. Nein! Sobald Du diese Absicht kundgibst, werden wir für das Nötige sorgen! Wir können uns dieses Jahr schön erholen. Die Kirschenernte auf unserem Heimwesen ist reich ausgefallen und was sonst darauf wächst, verspricht einen herrlichen Herbst. Da werden wir gern mit einem Posten an Dich denken."

Ueber dem lieben schwesterlichen Brief ging es Heinrich sonderbar. Die Zeilen fielen wie ein Mairegen in seine Seele; begrabene Quellen sprudelten wieder wie in den Jugendtagen; er begriff nicht mehr, wie er sich so tief an Else hatte kränken können; jeder Zorn auf sie war verflogen, und im stillen vergötterte er sie wieder wie als Junge, der nicht wußte, wohin mit seinem Liebesdrang.

Und daß in der Heimat außer der Schwester einige Menschen seiner freundlich gedachten, tat ihm wohl. Mochte Cesari dort Nachforschungen über ihn anstellen, sie fielen gewiß befriedigend aus. Heinrich wollte sich die von den Worten der Schwester erfüllte Seele durch das Lesen des Zeitungsblattes nicht verderben; er setzte sich hin und schrieb ihr einen lieben Brief, der ihn bis zum Mittag beschäftigte und dann noch nicht fertig war.

Zwischen hinein regte sich in ihm die Frage, ob wohl Doia diesen Nachmittag komme; sie ließ ihm aber durch einen Boten melden, sie hole heute das letzte Heu vom See heim und komme erst morgen.

Ihr Besuch war ihm auch ein wonniger Gedanke. Nun aber las er doch das Zeitungsblatt. Was er daraus vernahm, erschütterte ihn tief.

„Brandstiftung" war das Stichwort der Nachricht.

Sie lautete: „Man erinnert sich an den vor drei Jahren stattgehabten Brand in der Oberaacher Mühle, die dadurch völlig zerstört wurde. Schon während des Brandes bildete sich der Verdacht, daß der damalige, ziemlich verschuldete Besitzer Jakob Wenk der Urheber des Schadenfeuers sei. Indessen gab die gerichtliche Untersuchung keine Anhaltspunkte für die im Volk umlaufenden Gerüchte; die bedeutenden Versicherungen für Gebäulichkeiten und Vorräte mußten Wenk ausgerichtet werden. Seither betrieb er einen ansehnlichen Holzhandel in der Karlsvorstadt, Stuttgart. Bei ihm tätig war der frühere Mahlknecht Franz Zernle. Zwischen den beiden kam es nun in der letzten Zeit wiederholt zu Streitigkeiten. Nach einer solchen saß der Knecht zornmutig und ziemlich angetrunken in einer Wirtschaft in der Nähe des Geschäftes. Da ging Feuerlärm durch die Straße. Zernle äußerte zu seinen Zechgenossen: „Da macht's wohl wieder einer wie Müller Wenk und verkauft seine Schulden den Versicherungsgesellschaften. Wenn ich reden wollte, ich könnte von der Oberaacher Mühle erzählen. „So erzähle!" forderte ihn ein anderer auf; „es kommt mir auf ein Glas Bier

nicht an." Darauf erwiderte der Knecht: „Ich hätte die Mühle anzünden sollen, tat's aber nicht, sondern des Müllers ältestes Kind, das Rösle!"

Heinrich kam sich vor wie auf den Kopf geschlagen. Das Blatt zitterte in seinen Händen; er las aber weiter.

„Das von Franz Zernle ausgestreute Gerücht kroch ein, zwei Wochen durch den Kreis der Holzarbeiter und kam durch einen Schutzmann den Behörden zur Kenntnis. In einem Verhör widerrief der Knecht, der sich unterdessen mit Wenk wieder ausgesöhnt hatte, seine Aussagen; er müsse sie im Rausch erlogen haben. Zu gleicher Zeit aber fand eine polizeiliche Einvernahme der Rosa Wenk, der Tochter des frühern Müllers statt. Die Ueberraschte, die der Mutterschaft eines unehelichen Kindes entgegensieht, gestand zusammenbrechend die Tat ein, und Holzhändler Wenk hat sich ebenfalls zur Wahrheit bekannt. In der Gegend von Oberaach erregt die nachträgliche Entdeckung der Brandstiftung bedeutendes Aufsehen.

Fortsetzung folgt.

Bücher für den Weihnachtstisch

Tina Truog-Saluz, Soglio. Eine Bündner Familiengeschichte. Verlag Fr. Reinhardt, Basel. Leinen Fr. 7.—. Hier ist es die Bündner Landschaft, das stattliche Bergeller Dorf mit seinen Patrizierhäusern, sind es die Bündner Berge und Pässe, die den Stimmungshintergrund der Erzählung — einer schlichten, aber psychologisch feingegliederten Erzählung — abgeben. Wieder sind es vergangene Zeiten, die vor uns lebendig werden. Es ist die Zeit der Postkutschen und Miniaturmalereien, der Zeit, da die jungen Patriziersöhne sich ihre Lorbeeren als Offiziere in fremden Kriegsdiensten holten. So hat auch Johann Rudolf von Salis, der Held unserer Geschichte, sein Glück in holländischen Diensten gesucht. Er hat es aber erst gefunden in der Gestalt einer armen, aber vornehm denkenden Landsmännin, die von religiöser Unduldsamkeit in die Fremde vertrieben wurde. Nur kurz ist das Liebesglück. Die junge Frau stirbt, und Johann Rudolf kehrt in seine Heimat zurück, nachdem auch sein Regiment aufgelöst worden ist. Dort, von den trauten Räumen der Casa Battista aus hatte die treue Mutter mit ihrer sorgenden Liebe das Ergehen des Sohnes in der Fremde überwacht und geleitet. Von den getäferten Wänden des Palazzos schauen die Ahnen und schaut die Historie auf den Nachfahren eines glorreichen Geschlechtes herab. Die Verfasserin hat mit feiner Kunst die Vorgänge einer bewegten Zeit in ihre Erzählung hineingewoben. Wir haben einen Bündnerroman im Geiste des Jürg Jenatsch vor uns.

Emil Balmer, Sunneland. Tessiner Geschichte. Verlag A. Francke A.-G., Bern. Leinen Fr. 5.80.

Diese Dankeskundgebung des Dichters an die Tessinferienheimat war längst fällig. Ist er doch im schönen Asconawinkel eingesessen und heimisch seit bald Jahrzehnten. Kennt er doch jedes Weglein und Kirchlein und hat ihn sein unsteter Wanderfuß ins versteckteste Tälchen der dortigen Berggegend geführt. Er ist so heimisch, daß er jedes alte Mütterchen kennt. Und aus den Gesprächen mit ihnen erfuhr er auch die Schicksale der Jungen. Jeder neue Ferienaufenthalt brachte ihm neue Landes- und Menschenkenntnisse; denn er weiß seine Ferien zu nutzen. Nur um auf dem Lidosand herumzuplegern und die Haut braun zu rösten geht er nicht nach Ascona. Er geht mit dem Skizzenbuch den verwunschenen Winkeln nach, zeichnet Kirchen und Kapellchen, weinlaubumrankte Arkaden und Pergolen; einige Proben seiner Kunstfertigkeit hat er dem Buche als Schmuck beigegeben —; er sucht die alten Bekannten in Losone, Arcegno, Ronco usw. auf, freut sich mit ihrer Freude und nimmt teil an ihrem Leid. Er ist aber kein schrulliger Einzelgänger; in die Grotto der madre Bianda zu Arcegno wallfahrtet er alle Jahre in fröhlicher Gesellschaft. Ja, ein Lebenskünstler ist er, unser Emilio! Seinen Tessiner Tagen weiß er die schönste Seite abzugewinnen. — Emil Balmer schreibt sein Tessiner Buch in seinem Laupener Dialekt. Der gehört nun einmal zu seiner dichterischen Persönlichkeit. Wir können uns das genußvolle Zuhören, wenn er aus dem Buche vorliest, lebhaft vorstellen. Da werden dann alle die verschwiegenen Schönheiten seiner Tessinerlandschaft lebendig und wir können ihm dann sein Ferienglück lebhaft nachfühlen. Aber schon das Lesen erfreut und beglückt, und sein Buch gehört in die Hand jedes Freundes unseres „Gartens an der Südseite".

Nun zu den Büchern der andern Gruppe.

Lisa Wenger, Was habich mit dir zu schaffen. Drei Frauenschicksale. Morgarten-Verlag, Zürich. Leinen Fr. 5.80.

Lisa Wenger liebt eigenwillige Frauen, die sich ihr Schicksal selber zimmern. Sie sind gewöhnlich ihren Erziehern nicht dankbar und entlaufen ihrer Zucht. Aber das Leben nimmt sie dann in die Kur und gibt ihnen erst das Glück, nachdem sie ihre Jugendsünden mit schmerzvollen Erfahrungen abgebüßt haben. So geschieht es mit Sibyl, der jungen Waise, die sie den dornenvollen Schicksalsweg unehelicher Mutterschaft gehen läßt, um sie allerdings doch noch zu einem schönen Eheglück zu führen . . . Nicht ganz verdienterweise, scheint uns. Denn man stelle sich eine Mutter vor, die ihr Kind in fremde Hände gibt und es zehn Jahre lang dort beläßt, ohne es zu sehen, wiewohl dies leicht möglich gewesen. Daß ihr, der feinnervigen, gebildeten Frau, dann ein schwachköpfiger Bauernbube untergeschoben wurde, gehört sich, aber ist noch nicht Strafe genug für ihre Herzlosigkeit dem eigenen Kinde gegenüber. Sicher ist der nachsichtige Mann an ihr noch gestraft worden, wiewohl das die Dichterin nicht wahr haben will. Ich wenigstens kann es mir nicht anders vorstellen. Zugestanden sei, daß die junggebliebene virtuose Erzählkunst den Leser mit dieser Unmöglichkeit leicht versöhnt. — Vom Kampf einer Mutter um den Alleinbesitz ihres Sohnes gegen dessen Geliebte handelt die zweite Novelle. Wie ein altes liebeshungriges Mädchen durch eine boshafte Intrigantin grausam verhöhnt und in seinem Innersten verletzt wird, erzählt die dritte. — Immer noch ist Lisa Wenger eine unserer geistigsten und interessantesten Autorinnen.

Esther Landolt, Das Opfer. Roman. Orell Füßli-Verlag, Zürich. Leinen Fr. 6.—.

Die kranke Frau und die gesunde, liebesdurstige Magd, dazwischen der zwischen Pflicht und Begehren hin und her geworfene Mann. Das viel abgewandelte, heikle Thema ist hier forsch angepackt und mit einer erstaunlichen Originalität und künstlerischen Sicherheit bewältigt. Schier unglaublich, daß es der Erstling einer jungen Dichterin sein soll. Man bewundert umsomehr die Präzision, mit der das pathalogische Bild der zeitweise in tiefste Schwermut versunkenen und dann wieder plötzlich geistig hellen Bäuerin umrissen ist; man ist gepackt von der Tragik jener Situation: von Eifersucht umkrallte Unglückliche und das belauerte Paar, das just in dieser schwülen Mißtrauensatmosphäre der Sünde verfällt. Die Geschichte endet tragisch; aber dem gesunden Leben wird doch insofern Genugtuung, als der Nichtschluß die Glücksmöglichkeit für die beiden Sünder am siebenten Gebot offen läßt. — Alles in allem ein Buch, das noch allerhand Interessantes von dieser Dichterin verspricht.

Henri Chevenard, L'amie de Jesus. Roman. Edition Forum, Genève.

Einen Seelen- und Frauenroman eigener Art legt uns der Verfasser des Romans „Reine Landis" vom letzten Jahr in die Hand. Der Dichter ist sich des Ungewöhnlichen und Gefährlichen seines Vorhabens wohl bewußt gewesen. Er spricht davon in einem Vorwort. Es liegt darin, daß ein modern denkender Dichter, dem die Probleme der Gegenwart vertraut sind wie irgend einem Berufenen, es wagt, eine biblische Gestalt — die der Maria von Bethanien, des auferweckten Lazarus und der